

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 1

Artikel: Ankunft bei Nacht. Teil 26
Autor: Rothe, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Ungeduldig wartete Monsieur Gustave in seinem Zimmer, bis sie ihn rufen liess. Endlich kam Adèle und bestellte, «es sei so weit». Er ging feierlich hinüber. Igna hatte ihre Tränen noch nicht getrocknet. Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Es sei wundervoll, was er da geschrieben habe.

«Also eilen wir damit in die Druckerei!» rief Monsieur Gustave beglückt. Aber Igna hielt das Manuskript noch fest in der Hand.

«Was erwarten Sie von meiner Dankbarkeit?» fragte sie endlich.

«Von der Dankbarkeit der Menschen erwarte ich nichts», sagte er lächelnd. «Es ist dies eine Eigenschaft, die es nicht gibt.»

Sie verstand ihn nicht.

«Ich überlasse alles dem Schicksal», betonte er. «Ich habe eingesehen, dass unsere kleinen Wünsche und Hoffnungen so oft dem Schicksal entgegenlaufen, dass es keinen Zweck hat, diesen kleinen Wünschen und Hoffnungen nachzuhängen. Zur gegebenen Stunde werden wir uns im richtigen Hafen befinden», schloss er.

«Vielleicht meinen Sie, was ich meine», sagte sie leise. «Ich habe mich von Herrn Doktor Deval getrennt... für immer. Ich werde nicht aufhören, ihn zu lieben.» Unglücklich sass sie da, verloren und beinahe wesenlos. Monsieur Gustave wusste, dass ein solches Aussehen diejenigen Personen annehmen, die grössere Worte aussprechen als sie beantworten können.

«Ich erwarte das», sagte er. «Sie sollen niemals denken, dass sie sich vor mir nicht gehen lassen dürften. Sie könnten mir sagen, dass ich Ihnen unerträglich bin. Das würde mich nicht hindern, die Wahrheit zu verbreiten!»

Er brachte sein Manuskript zur Druckerei. Dann vergingen einige Tage, in denen er, wie er sich ausdrückte, das Glück des Korrekturlesens verspürte. Igna wusste nicht, was das war. Sie fragte auch nicht, um zu vermeiden, dass er lang auf sie einredete. Sie wusste, dass die von Monsieur Gustave geschriebenen Zeilen ihre Mutter nun endlich zurückbringen würden. Sie war mit allem einverstanden und wartete.

Zwei Abende später legte Monsieur Gustave ihr ein kleines gelbes Heft auf den Tisch. «Opfer der Weltausstellung» war in grossen Lettern quer über das Umschlagblatt gedruckt. In kleiner Schrift las man: «Der Fall Igna Vargas, beschrieben von einem erschütterten Zeitgenossen.» Unter einer Vignette und einem Strahlenkranz von ausgestreckten Zeigfingern folgten die Worte: «Die schmähhliche Rolle eines Amtsarztes.»

Die ersten Exemplare einer neuen Schrift sind für den Autor ein Wunder, ein Naturereignis, das ihn über sich hinaushebt. Auf einmal hält er die «Spuren seines Erdenwallens» in der Hand; er kann sie sich in die Taschen stopfen, sie unter den Arm klemmen, daran riechen, darin blättern, sie aufeinanderschichten, mit dem Daumen in ihren Ecken entlangstreichen! Monsieur Gustave empfand zu aufrichtig und zu kindlich, um dem Zauber dieser, wenn auch auf eigene Kosten gedruckten ersten Exemplare zu widerstehen!

Er verabschiedete sich bald von Igna, nachdem er allerdings noch ihr Zimmer mit Exemplaren seiner Schrift dekoriert hatte. Auf dem Tisch, über dem Sofa, am Spiegel, hinter den Bildern, ja am gestickten Behälter der Kleiderbürste —, überall wusste er sie anzubringen, aufzustellen, festzuklemmen. Dann eilte er in ein Café auf dem Boulevard du Montparnasse, unweit vom Carrefour de l'Observatoire, wo er einige idealistisch gesinnte Leute allabendlich vereint wusste. Es waren Leute, die in der Gegend wohnten und die eingesehen hatten, dass nach dem Ausbleiben der erhofften grossen Talente das einzige, was ihnen die Selbstachtung noch erhalten konnte, eben die Bewahrung ihrer Ideale war.

Die Freunde sassen im Freien, etwas abseits von den übrigen Gästen und jeder hatte ein Glas Rotwein, einen Absinth oder ein Glas Bock vor sich. Gustave liess sich nur selten bei ihnen sehen; er fühlte, dass er nicht ernstgenommen wurde, machte aber niemandem daraus einen Vorwurf, denn auch er nahm diese Kameraden nicht ernst. Aber heute hatte er etwas so Würdiges, so Feierliches um sich,

dass man ihn verwundert und beinahe bewundernd betrachtete und jemand sich zu der Bemerkung verstieg, ihn «erhaben» zu finden.

Monsieur Gustave zog sein Heft aus der Tasche, legte es vor sich hin und bemerkte laut: «In was für Zeiten leben wir?» Jeder wusste sofort bei sich die Antwort: «In Zeiten, die voll von Ueberraschungen und Skandalen sind! Dies brauchte von niemandem ausgesprochen zu werden; ein kurzes heftiges Nicken, ein sinnendes Streichen über den Bart genügte, um zwischen all diesen Männern Einmütigkeit herzustellen. Gustave las seine Schrift. Am Anfang lauschte man ihm, weil das, was er in der Hand hielt, gedruckt war, während sonst in diesem Zirkel fast nur Manuskripte zur Vorlesung kamen. Dann aber riss der Stoff, in Gustaves wohlmeinend pathetischer Art dargestellt, die Zuhörer mit! Da hatte man sie wieder einmal, die Leute, die sich anmassten, das Geschick ihrer Mitbürger zu bestimmen! Keiner zweifelte an den Angaben Gustaves! Jeder sah in Igna eine Märtyrerin der imperialistischen Zivilisation! Das Dunkel, das Gustave in seiner Broschüre aufzuhellen verlangte — wahrlich, es war das Dunkel, in dem das Zeitalter dahinschwankte, finsternen Mächten preisgegeben!

Als Gustave endete, streckten sich ihm von allen Seiten Hände entgegen. So und nicht anders müsse das freie Wort gebraucht werden! Die Tatsache, dass ein junges Mädchen das Opfer noch unbekannter, zerstörender Mächte war, brachten diesen gutgläubigen Franzosen den «Fall Vargas» ganz besonders nahe. Alle Exemplare seiner Schrift, die Gustave bei sich hatte, wurden ihm aus den Taschen gezogen; er musste Widmungen hineinschreiben: zur Erinnerung an die denkwürdige Vorlesung unter dem sternbesäten Himmel...! Zum Schluss wurde ihm nicht gestattet, dass er sein Glas Wein selbst bezahlte; vielmehr verbürgten sich einige der Bessergestellten dafür beim Kellner.

Am nächsten Morgen war Igna noch nicht aufgestanden, als Adèle klopfte, hereinschlüpfte und berichtete, es sei ein älterer Herr draussen, Monsieur Laffitte, der sehr dringend mit Mademoiselle Vargas zu sprechen habe. Adèle gab rasch eine Beschreibung von dem, was ihr an Monsieur Laffitte besonders bemerkenswert schien: graue Haare, sehr gut gebügelter Gehrock, Bändchen der Légion d'honneur, ernst aber freundlich.

Igna hatte keine Ahnung, wer das sein konnte. Seitdem sie in Paris war, hatte sie noch niemals den Besuch eines Unbekannten erhalten. Sie bat

Adèle, Monsieur Laffitte in den Salon zu führen; sie werde gleich kommen.

Zu so früher Morgenstunde war man im Salon ungestört. Als Igna eintrat, erhob sich Monsieur Laffitte sehr höflich und verbrachte, nach Ignas Eindruck, ziemliche Zeit damit, festzustellen, dass er wirklich unzweifelhaft das Vergnügen habe, mit Fräulein Igna Vargas aus Rio de Janeiro zu sprechen. Als ihm Igna dies mehrere Male auf das bestimmteste versichert hatte, sagte Monsieur Laffitte, Igna möge nicht erschrecken. Es höre sich zwar unangenehm an, was er zu sagen habe, aber es sei weit davon entfernt, eine Schande zu sein. Daraufhin bat er sie mit hochgezogenen Brauen, sie möge mit ihm in den unten wartenden Wagen steigen und sich zur Polizeipräfektur fahren lassen. Der Weg sei kurz, da sich die Präfektur auf Ile de la Cité an der Place Dauphine befinde. Im Grunde handle es sich um kaum mehr, als eine einzige Brücke zu überqueren...

«Auf die Polizeipräfektur?» fragte Igna. Behörden hatten in ihrem bisherigen Leben keine Rolle gespielt, darum war ihr die Vorstellung, auf die Polizei geladen zu werden, nicht einmal unangenehm, wie der erfahrene Monsieur Laffitte befürchtet hatte. «Sehr gern, aber Sie werden sehen, dass es ein Irrtum ist.»

Noch einmal vergewisserte sich Monsieur Laffitte, mit wem zu reden er das Vergnügen habe. Dann flüsterte er: «Der Herr Präfekt wird Sie selbst empfangen.»

Ein paar Minuten später fuhr Igna in der Begleitung von Monsieur Laffitte über den Pont Saint-Louis auf Notre-Dame zu. Aber hinter der Brücke bog der Wagen rechts in den Quai Napoléon ein und rollte immer am Fluss entlang bis zur Place Dauphine, wo er vor dem Portal der Polizeipräfektur hielt. Ein wachestehender Polizist grüßte Monsieur Laffitte, während ein anderer aus einer Nebentür herausgeeilt kam und so tat, als wolle er den Herrschaften beim Aussteigen helfen. Aber die Hilfe, die Igna etwa nötig hatte, leistete Monsieur Laffitte persönlich.

Es war kühl; vom Westen her wehte über die weite Flussfläche ein scharfer Wind. «Sehr richtig», bemerkte Monsieur Laffitte, «dass ich darauf bestand, Sie möchten den Mantel mitnehmen.»

Sie traten in einen Torweg. Monsieur Laffitte ging auf eine Glastür zu, die er öffnete. Eine läuferbedeckte Treppe lag vor ihnen. «Sehr hübsch», dachte Igna. Sie stiegen hinauf. Ein Mann wartete auf dem Absatz in halber Höhe. Kaum bemerkte

er Monsieur Laffitte und seine Begleiterin, als er wortlos wie ein Meldereiter die zweite Hälfte der Treppe emporeilte und hinter einer grossen, geschnitzten Tür verschwand, die mit vergoldetem Stuck umrahmt war. Einige Augenblicke später komplimentierte Monsieur Laffitte Igna durch die gleiche prunkvolle Tür.

Sie standen in einem Vorzimmer, das mit den Büsten des ersten und des dritten Napoléon geschmückt war. An den Wänden entlang standen niedrig gepolsterte Bänke. «Ich fordere Sie nicht erst auf, Platz zu nehmen», flüsterte Monsieur Laffitte. Da wurde eine grosse Flügeltür geöffnet. Monsieur Laffitte war nicht imstande, etwas zu sagen und deutete nur darauf.

Sie traten in einen hohen, hellen Raum. Seine drei Fenster bildeten fast einen Halbkreis, und inmitten dieses Halbkreises stand ein grosser, niedriger Schreibtisch. Ein Herr erhob sich sehr würdig, als er Igna eintreten sah. Er mochte sechzig Jahre alt sein und trug genau den Bart, den die Büste von Napoléon III. im Vorzimmer getragen hatte. Die Haare des Herrn waren weiss, aber sein Bart zeichnete sich durch ein kräftiges Dunkelbraun aus. Monsieur Laffitte eilte auf den Herrn zu, verbeugte sich tief, deutete auf Igna, flüsterte, sagte schliesslich laut Ignas Namen und eilte hinaus, als ob er etwas sehr Wichtiges vergessen hätte.

Der weisshaarige Herr mit dem dunklen Bart streckte Igna die Hand entgegen und sagte mit einem bitter nachsichtigen Lächeln: «Ich bin überzeugt, Mademoiselle, dass Sie noch nicht einmal wissen, mit wem Sie reden. Monsieur Laffitte hätte mich Ihnen wenigstens vorstellen sollen. Ich bin der Polizeipräfekt.»

Igna war vor so viel Feierlichkeit etwas verwirrt, aber mit einem fragenden Blick nickte sie tapfer.

«Das ist schön, dass Sie keine Angst vor mir haben», sagte der Präfekt und lud sie ein, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, der auf der andern Seite des Schreibtisches dem seinen gegenüberstand. Als Igna sass, merkte sie, dass sie sein Gesicht kaum erkennen konnte — so sehr blendeten die drei grossen Fenster. Sie fühlte, dass er sie betrachtete, aber sie konnte nicht sehen, was er dachte. Sehr lang schien er sie zu betrachten. Er hatte sich gleichsam in eine Ecke seines hohen Sessels verkrochen und hielt den rechten Arm aufgestützt, als wolle er im nächsten Augenblick das Kinn in die Hand legen. Aber diese Absicht schien er nun schon wieder vergessen zu haben. Igna sass gerade, und lehnte sich nicht an.

«Ja, es ist schön, dass Sie keine Angst vor mir haben», wiederholte er schliesslich. «Wir müssen sehr wichtige Dinge besprechen.» Er hätte viel darum gegeben, wenn sie jetzt etwas gesagt hätte, aber es war wohl zu viel verlangt, dass überhaupt jemand diese beiden Bemerkungen beantwortete.

Durch die Fenster sah sie die Bäume des Quais und den Fluss. Eine Dampfbarkasse glitt vorüber, vielleicht fuhr sie bis zur Brücke von Sèvres. Dicke Ballen schmutzigen Rauchs wurden an die Fenster herangeweht, durch die sie, am Herrn Präfekten vorbei, ins Freie sah. Die Rauchballen taumelten am Gebäude empor und verschwanden. «Es ist mir nicht verborgen geblieben», hörte sie auf einmal den Präfekten sagen, «dass Ihnen schwere Erlebnisse beschieden waren.» Es kam ihr vor, als sei er noch tiefer in seinen Sessel gerutscht. Sie rührte sich nicht. Sie sah auch nicht mehr zum Fenster hinaus. «Sie wissen, worauf ich anspiele?»

Sie erwiderte rasch: «Nein.» Mit niemandem mehr würde sie über Mama sprechen! «Nein!»

Wiederum gab es eine Pause. Dann sagte er, als handle es sich um eine ganz fernliegende und unwichtige Sache: «Nachdem Sie sich an jenem Abend im Hotel Royal von Ihrer Mutter verabschiedet hatten —.» Sie stand auf, blass und hart. Alle Kindlichkeit, die noch eben ihre Freude an den Rauchwolken gehabt hatte, alles Lächeln, das Antwort auf die ersten einleitenden Worte des Präfekten gab, waren aus ihrem Gesichte verschwunden. «Ja», sagte sie bitter, «also war meine Mutter im Hotel Royal!»

«Darüber hat niemals der leiseste Zweifel bestanden», versicherte der Präfekt.

«Das sagen Sie mir heute, erst heute ... nachdem alle ... wo ist sie?!» «Bitte nehmen Sie Platz, Mademoiselle.» Er sagte das etwas ungnädig, in einem Ton, aus dem Igna heraushören mochte, dass er überhaupt nichts mehr sagen würde, wenn sie sich nicht hinsetzte. Also gehorchte sie und sah ihn feindselig an.

Feinseligkeit im Ton, im Blick, in der Geste, sind für einen Menschen, der im Polizeimilieu lebt, das natürliche Mittel, das ihn veranlasst, sich zusammenzunehmen, sich Haltung zu geben. Mit einem Schlag fand der Präfekt, dass «schliesslich» er immer noch die höhergestellte Person war, trotz der Peinlichkeit des Auftrages, den er zu erledigen hatte.

«Die Erlebnisse, denen Sie ausgesetzt waren, sind mir bekannt», begann er. «Ich wiederhole, es besteht kein Zweifel, dass Ihre Mutter — Ihre Frau

Mutter — mit Ihnen nach Frankreich, nach Paris gekommen ist.» Weinte seine Besucherin schon? Dann würde er kaum wissen, wie er seinen Bericht je zu Ende bringen sollte . . . aber nein, sie sah ihn mit kalten Augen an, mit kleinen scharfen Augen, wie ihm auf einmal schien, und ein undurchdringlicher Schleier hatte sich darüber gezogen. Unwillkürlich hatte er aufgehört zu reden, während er diese Beobachtung machte. Da hörte er sie mit einer nicht sehr vollen, aber harten Stimme sagen: «Reden Sie, Herr Präfekt, ich bitte darum.»

«Wie Sie wünschen, Mademoiselle.» Und er schilderte ihr ausführlich und mit einer immer sicherer werdenden Stimme, was sie bereits wusste. Wie sie im «Royal» angekommen waren und sich kein Zimmer fand, und Madame Vargas schliesslich in einer Wäschekammer untergebracht wurde, während Mademoiselle Vargas in ein grosses, schönes Zimmer des «Königs von Spanien» geleitet wurde.

«Reden Sie, Herr Präfekt, ich bitte Sie darum», noch einmal stiess es Igna hervor.

«Die Erzählung muss vollständig sein», sagte der Präfekt höflich. Und er fuhr fort, zu schildern, wie Igna am nächsten Morgen vergeblich ihre Mutter gesucht hatte. Alles wusste der Präfekt, ihre Besuche in den Hotels, bei der Polizei, bei der Dampfergesellschaft; er wusste von ihrem Gang auf der Rue de la Paix, auf dem Boulevard. Schon hatte Igna es aufgegeben, aus diesen teilnahmslos klingenden Schilderungen etwas Neues zu erfahren, da horchte sie auf, und ihre Haltung wurde noch ein wenig steiler als vorher. «Was aber war denn nur geschehen, mein liebes Fräulein Vargas?» hatte der Präfekt gefragt. Und er hatte sich sogleich selbst die Antwort erteilt: «Etwas Furchtbares . . . mein liebes Fräulein Vargas.» Jetzt wäre ihm eine Zwischenbemerkung von Igna, und mochte sie noch so feindselig sein, sehr erwünscht gewesen; sie hätte ihm noch einige Minuten Aufschub gewährt. Aber Igna sah ihn nur an. Man konnte es kaum ansehen nennen. Ihre Augen waren wie die Oberfläche eines Sees, die von feinem Regen verwischt wird.

«Ihre . . . liebe Frau Mutter ist in der gleichen Nacht, kurz nach Ihrer Ankunft, schwer erkrankt.» Er hielt inne. Sie fragte nicht: Warum hat man mich nicht sogleich geholt? Sie wartete nur auf sein nächstes Wort.

«Das Hotel benachrichtigte die Rettungswache. Der diensthabende Arzt stellte eine sehr schwere Erkrankung fest. Die sofortige Ueberführung in ein Krankenhaus war unerlässlich. Die Natur dieser

schweren Erkrankung machte es unmöglich, Sie oder sonst irgend jemanden in Kenntnis zu setzen.»

«Sie ist tot», sagte Igna vor sich hin, — so leise, dass der Präfekt es kaum hörte. Er schloss es nur aus der Art, wie sie plötzlich den Kopf senkte. Der Präfekt erhob sich. Dies war die Art, einen Toten zu ehren. Das Natürliche, besser gesagt, das Bequeme wäre nun gewesen, wenn Igna ihm gestattet hätte, ihr sein Beileid auszudrücken. Sie achtete aber nicht auf ihn. Wahrscheinlich merkte sie nicht einmal, dass er stand. Also setzte er sich wieder, nach einer geraumen Weile.

«Ich möchte nicht unterlassen, Ihnen zu versichern, dass Ihre Mutter nicht zu leiden hatte. Sie verlor in der gleichen Nacht das Bewusstsein und hat es nicht wieder erlangt. Alle notwendigen Feierlichkeiten sind auf das gewissenhafteste erfüllt worden.»

«Welche Feierlichkeiten?» fragte Igna, ohne aufzusehen.

Verstand sich eigentlich das nicht von selbst? Der Präfekt war zufrieden gewesen, dass er die Todesnachricht nur mit andeutenden Worten zu übermitteln brauchte . . . aber das würde nun wohl eine lange und zähe Unterredung werden. «Unter den Feierlichkeiten», sagte er, «verstehe ich das Betten zur letzten Ruhe.»

«Nicht einmal dazu haben Sie mich gerufen!» Igna rief es und schüttelte sich ein wenig dabei, als wolle sie jemanden hindern, sie anzufassen. Immer noch sah sie vor sich nieder. Ihr sommerlich heiterer Hut war nach vorn geglitten, ihr Haar machte den Eindruck, als habe es sich ein wenig gelöst.

«Die Krankheit, der Ihre Mutter zum Opfer gefallen ist, zwang uns zu so unmenschlich wirkenden Massnahmen. Und Sie, mein verehrtes Fräulein, haben uns noch mehr Sorge gemacht. War nicht zu befürchten, dass auch Sie die tödlichen Keime in sich trugen? Wir haben Sie gepflegt und bewacht. Ich kann Ihnen meine Genugtuung nicht mit Worten schildern, die ich empfand, als ich endlich die Meldung erhielt, dass Sie von jenem furchtbaren Uebel verschont bleiben würden . . . jenem Uebel, das Ihre Mutter dahingerafft hat.»

«Alle haben es gewusst . . . nur ich nicht.» Das war eine Reaktion, die den Präfekten beunruhigte. Also beeilte er sich zu erklären:

«Niemand hat es gewusst, niemand . . . ausser mir natürlich . . .»

«Doktor Deval hat es nicht gewusst?»

«Doktor Deval? Aber verehrtes Fräulein Vargas! Doktor Deval hat die Krankheit ihrer Mutter erkannt, denn er war der diensthabende Arzt in der Ambulanz der Rue de Rivoli ... in jener Nacht.»

«Er wusste auch ...?»

«Ich verstehe nicht, Mademoiselle, was Sie durch diese Fragen erfahren möchten ... ich kann nur so viel sagen, dass Doktor Deval alles gewusst hat.»

«Und er hat es mir nicht gesagt!» Der Präfekt hätte es verstanden, wenn Igna bei der Nachricht vom Tod ihrer Mutter von einem so plötzlichen heftigen Schluchzen geschüttelt worden wäre, wie es sie jetzt überkam. Aber dass das Gespräch über das Verhalten des Amtsarztes sie so erregte, war kaum zu erklären. Der Präfekt witterte Geheimnisse, die sich dem Machtbereich seines Amtszimmers entzogen, und hielt es für das beste, nicht daran zu rühren. Er suchte in seiner Schublade und legte eine Broschüre auf den Tisch.

«Kennen Sie diese Schrift?» fragte er sanft.

Igna sah auf und nickte. «Ein Freund hat sie geschrieben», sagte sie, als hätte sie endlich etwas gefunden, woran sie sich klammern konnte. «Und das ist die Wahrheit ... darin steht die Wahrheit ...» Der Präfekt gab sich grösste Mühe, auf sie einzugehen.

«Die Broschüre kann grossen Schaden tun», sagte er freundlich. «Ich habe mich veranlasst gesehen, sie zu konfiszieren —.»

«Damit die Wahrheit verborgen bleibt», unterbrach sie ihn bitter.

«Ja, liebes Kind, die Wahrheit muss leider verborgen bleiben ...» Alles wäre wahrscheinlich besser gegangen, wenn ihm nicht diese alberne Anrede «liebes Kind» entschlüpft wäre! Wie eine Furie wendete sich Igna ihm zu: «Sie wird nicht verborgen bleiben! Hier steht sie geschrieben!» Er brauchte einige Zeit, um sie zu beruhigen, um überhaupt zu erreichen, dass sie ihm wieder zuhörte. «Der Verfasser dieser Schrift», sagte er schliesslich, «hat gestern abend in einem Café am Boulevard de Montparnasse eine Anzahl Exemplare unter seinen Freunden verteilt. Diese Exemplare habe ich nicht konfiszieren können ...»

«Wie ich mich freue!» rief Igna.

«Darum habe ich Sie hergebeten, dass Sie mir Ihren Namen unter ein Schriftstück setzen ... hier habe ich es. Darin erklären Sie, dass Ihre Mutter nicht mit ihnen nach Frankreich gekommen ist.»

«Niemals!» Igna war aufgesprungen.

Da erhob sich auch der Präfekt, kam langsam um seinen grossen Tisch herum und stellte sich

vor Igna. Die Würde seines Amtes, die Allüren, womit er sonst auf die Leute Eindruck zu machen pflegte, versagten bei Igna. Er wusste, was für ihn auf dem Spiel stand; er spürte, wie nahe dem Scheitern er war. Nur in der Not, so fühlt man sich bei nahe veranlasst es auszudrücken, fällt dem Menschen ein, dass er auch Mensch sein kann. Der Mann, der jetzt dicht vor Igna stand, war nicht mehr der mächtige Polizeipräfekt von Paris, sondern glich eher einem unglücklichen Vater, der seiner Tochter zum letztenmal ins Gewissen redet.

«Sicherlich haben Sie Gründe, warum Ihnen an der Verbreitung dieser Schrift gelegen ist?» fragte er.

«Ja.» Sie hatte das heftig hervorgestossen, aber sie sah ihn überrascht an — so anders war der Ton, in dem er geredet hatte. «Soll man die Toten nicht ruhen lassen?» fragte er weiter. «Sagen Sie mir doch das. Vielleicht weiss ich es nicht.»

Igna vermied die Antwort und sagte: «Es steht noch anderes in der Schrift.»

«Das wäre?»

«Alles über Doktor Deval!»

«Er hat seine Pflicht getan.»

«Er hat gesagt, dass er mich liebt.» Das Vertrauen, das der Präfekt immer noch zu gewinnen suchte — der ritterliche Mann fand es. Dass eine Mutter, wenn auch unter seltsamen Umständen, gestorben war, gehörte mehr oder weniger zu den amtlichen Fällen. Dass ein Mann ganz offenbar eine Frau enttäuscht hatte, die ihn liebte, machte dem Präfekten die väterliche Rolle natürlich, die unter allen Umständen zu übernehmen er sich gerade entschlossen hatte.

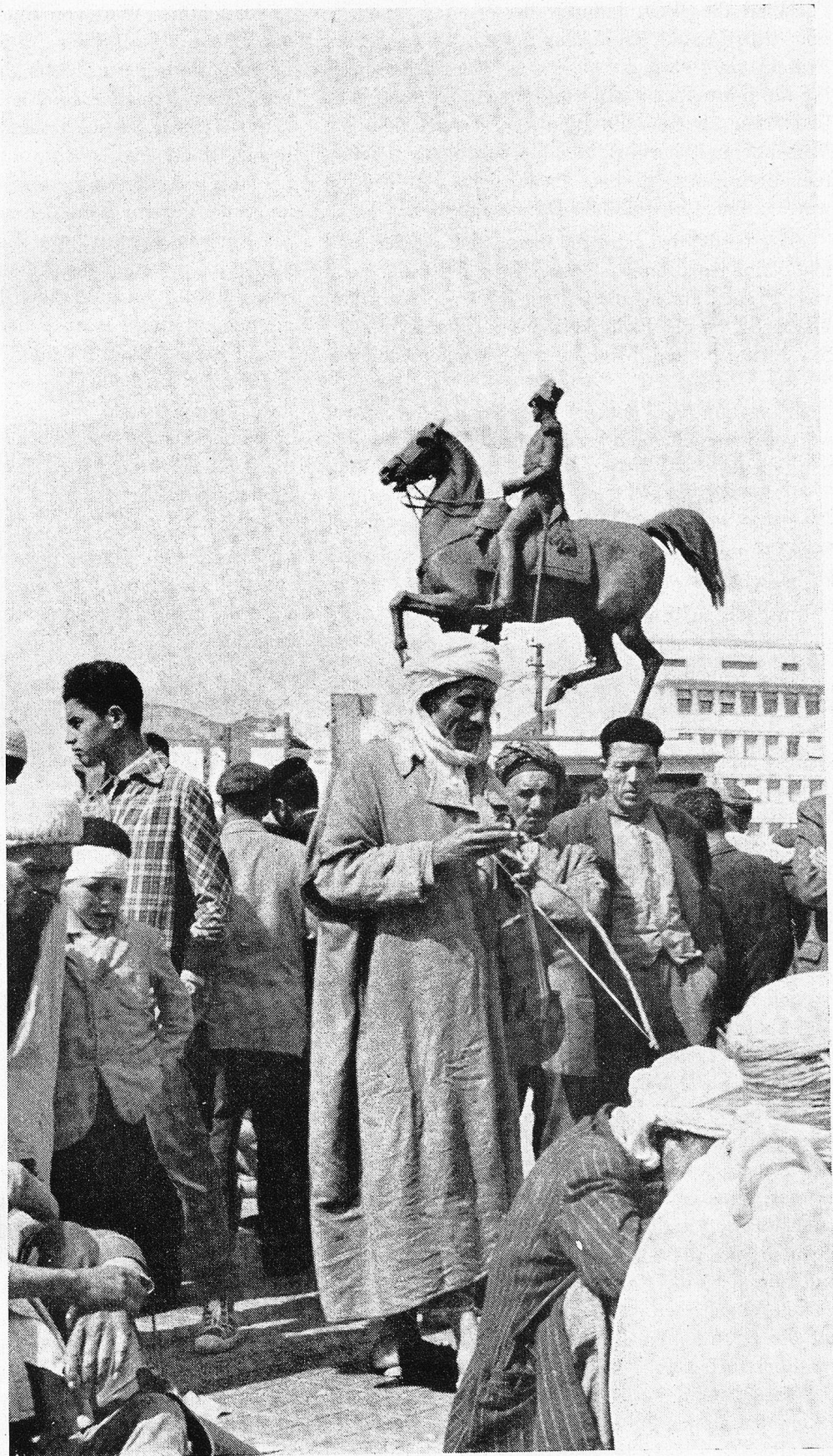
«Das ändert alles», sagte er beinahe traurig. «Da endet meine Weisheit, mein liebes Kind.» Er fühlte, dass sie ihm diesmal die Anrede nicht übelnahm. «Das Einfachste — darauf kommt unsereiner zuletzt.» Sie fühlten sich beide vor einem Naturereignis, dem sie nicht gewachsen waren. Und Igna begann zu erklären, für sich selbst und für ihn:

«So oft ist er bei mir gewesen ... über alles haben wir gesprochen ... auch über Mama ... und er hat sich nichts merken lassen, hat mir niemals die Wahrheit gesagt, und dann hat er sogar die Liste verloren —.»

«Die Liste der Stewardess», bestätigte der Präfekt nachdenklich.

«Musste er alle diese Ausflüchte brauchen? Konnte er nicht ... oh, ich möchte, dass jeder diese Schrift liest!»

*Place du
Gouvernement
in Algier,
wohin sich die
Mohammedaner
aus der
bedrückende Enge
der überfüllten
Kasbah retten.
Die Symbolik
dieses Bildes bedarf
keiner Worte.*



«Wird die Welt dadurch besser, dass man sie über ihre Unzulänglichkeiten aufklärt?» fragte der Präfekt und vergass, dass dies eine Frage war, die die junge Dame kaum interessieren konnte. Um so stärker aber wurde Igna von der aufrichtigen Versonnenheit berührt, die die Worte des Präfekten durchdrang. Sie antwortete nicht. Der Präfekt wartete einen Augenblick. Dann sagte er:

«Das beste wird sein, Sie setzen sich wieder, und ich bleibe vor Ihnen stehen, denn ich habe noch viele Fragen an Sie zu richten. Ich wage nicht einmal mehr, an die Tapferkeit zu appellieren, mit der Sie bisher meine Mitteilungen ertragen haben.» Sie setzte sich.

Er begann von neuem: «Ueber Doktor Deval werden wir nicht mehr reden. Ueber Paris werden wir reden.»

«Ueber Paris?»

«Ueber nichts anderes. Sind nicht auch Sie mit Ihrer Mutter gekommen, um die grosse Ausstellung zu besuchen?»

Igna sah zu ihm auf. Dann schien es als müsse sie überlegen, und dann nickte sie ein wenig.

«Was bedeutet diese Ausstellung unserer Stadt, und dem ganzen Land!» fuhr der Präfekt fort. «Seit Jahren wird darauf hingearbeitet, bis in die kleinste Werkstatt sind Aufträge gedrungen, hat man die Belebung gespürt, die wir alle von ihr erwarten. Das sind Gedankengänge, die Ihnen fremd sind, natürlich, aber trotzdem muss ich sie Ihnen erklären.»

Igna hatte den Kopf wieder gesenkt. Der Präfekt merkte ihr an, dass sie sich grosse Mühe gab, um ihn zu verstehen.

«Sehen Sie, die Ausstellung muss ein Erfolg sein. Die Leute müssen hineingehen. Zunächst einmal müssen die Leute überhaupt nach Paris kommen, müssen hier wohnen, müssen die Theater besuchen, die Cafés, müssen kaufen, was sie in den Läden sehen, müssen bestellen, was auf der Ausstellung ihre Neugier erweckt hat.» Der Präfekt hielt inne. Er war, ohne es zu merken, in eine der Reden geraten, die er kürzlich vor offiziellen Persönlichkeiten über die Ausstellung gehalten hatte. Er lächelte und fuhr leise fort: «Es ist nun tatsächlich das Erwartete eingetreten, Mademoiselle: die Ausstellung hat die Hoffnungen des Landes erfüllt, hat sie sogar übertroffen. Aus Frankreich, aus Europa, von Uebersee ist eine grössere Anzahl von Besuchern gekommen als wir zu schätzen berechtigt waren. — Das alles aber, mein liebes Kind, hätte ein einziges

unvorsichtiges Wort von Ihnen zerstört... jawohl: von Ihnen... wenn wir Sie in das schreckliche Geheimnis einbezogen hätten, das Ihre Mutter umgibt. Heute, nachdem ich die Ehre habe, Sie zu kennen, würde ich solche Befürchtungen nicht mehr hegen. Heute, das möchte ich einfügen, tut es mir beinahe leid, dass sich Herr Doktor Deval so starr an seine Vorschriften hielt... nun, worauf wollte ich hinaus? Ein einziges Wort von Ihnen... das war es. Wir hätten die Ausstellung schliessen müssen, die Stadt wäre verödet, kaum hätte man noch gewagt vor die Tür zu gehen, weil jeder sich vor jedem entsetzt hätte, seine Nähe gemieden, seine Berührung gescheut. Vor unseren Grenzen hätten die Züge gehalten, die Schiffe wären auf hoher See umgekehrt, wenn, liebes Fräulein Vargas, wenn die Welt erfahren hätte, dass die Pest zu unseren Besuchern gehörte...»

«Die Pest...?» Tief verbarg Igna ihr Gesicht in den Händen. Nach einer Weile richtete sie sich auf, und langsam sah sie an sich hinunter, als prüfe sie sich. «Und ich bin gerettet», sagte sie endlich ganz leise.

«Bei uns dürfen Sie sich dafür nicht bedanken», warf der Präfekt vorsichtig ein. Sie starrte ihn an. «Nun habe ich immer noch nicht gesagt, worauf ich hinauswollte. Wenn diese Broschüre gelesen würde, und die Welt begänne zu fragen, und jene unseligen Menschenfreunde, die alles aufklären wollen, ohne zu wissen wie die Dinge zusammenhängen —.»

«Aber Monsieur Gustave hat diese Schrift schon an seine Freunde verteilt», rief sie beunruhigt.

«Sie sind darüber genau so besorgt wie ich», erwiderte der Präfekt und lächelte.

«Er muss sie zurückholen...»

«Das ist schwer, das ist unmöglich... und wer weiss, wer alles mittlerweile diese Schrift schon gelesen hat! Nein, zurückholen kann man sie nicht mehr. Ich bin mit meiner Konfiskation zu spät gekommen. Aber es gibt noch eine einzige Möglichkeit. Sie liegt bei ihnen.»

«Bitte reden Sie! und beschämen Sie mich nicht mehr!»

«Nein, ich fühle mich von Ihnen beschämt. Ich werde nie vergessen, wie schnell ein grosser Gedanke von Ihnen Besitz ergriffen hat. Wenn Sie unterschreiben, dass ihre Mutter nicht mit Ihnen herübergekommen ist, hat diese Broschüre ihre Wirkung verloren. Dann können die Anpranger von Skandalen —»

«Bitte geben Sie mir die Feder.» Sie ergriff die Feder, die er ihr reichte, und unterschrieb. Nachdenklich behielt sie die Feder in der Hand und sagte: «Es war aus einer guten Absicht heraus...» und sie stockte.

«Wie meinen Sie das?» fragte der Präfekt.

«Ich meine Monsieur Gustave...»

Er nickte zustimmend. «Eins darf ich in diesem feierlichen Moment aussprechen: Sie haben getan, was Ihnen Ihre Mutter geraten hätte.»

Sie legte die Feder weg, stand auf, und sah ihn unbestimmt an. Irrte er sich, oder ging von ihr dieselbe Feindseligkeit aus wie vorhin? Unwillkürlich beugte er sich über das unterschriebene Blatt und nahm es. Vielleicht kam es ihm noch zu, noch einmal von der Mutter zu reden. Er ergriff eine Glocke, die auf seinem Tisch stand und klingelte. Ein Beamter trat ein, dem er das Blatt übergab. Er sagte nichts dazu. Der Beamte verbeugte sich und schien zu wissen, was er zu tun hatte.

Als der Beamte gegangen war, wendete sich der Präfekt von neuem an Igna: «Es bleibt mir nur noch zu sagen übrig, dass Sie bei allem, was Sie vorhaben, bei allem, wozu Sie sich entschliessen, meines Rates und meiner Unterstützung gewiss sein können.»

Igna dankte ihm zerstreut und verabschiedete sich. Im Vorzimmer erwartete sie Monsieur Lafitte, der sie hinunterbegleitete und im Dienstwagen des Präfekten wieder zurück in die Pension von Madame Boulard fuhr.

Erst als Igna wieder in ihrem Zimmer war, fing auf sie zu wirken an, was sie gehört hatte. Sie wollte nicht nachdenken, aber Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen, Vorwürfe überfielen sie von allen Seiten. Wie war es möglich, dass sie dahingelebt hatte, Woche um Woche, ohne vom Schicksal ihrer Mutter zu wissen? Ohne darum wissen zu wollen? Ohne es auch nur zu ahnen? Gewartet hatte sie... weiter hatte sie nichts getan. Dabei war Mama schon seit langem... die Feierlichkeiten!...! sie konnte sich wenig darunter vorstellen. Sie sah das Schiff einer Kirche und Knaben, die Weihrauchfässer schwenkten, und einen Katafalk und viele Leute mit Rosenkränzen in der Hand... nein, so war es ganz bestimmt nicht gewesen... Wahrscheinlich war Mama gestorben, während sie an jenem ersten Tag noch in Paris herumlief. Wahrscheinlich hatte sie deshalb so furchtbare Angst gehabt... ja, sie hatte den Tod von Mama gefühlt! Dieser Gedanke gab ihr ein

wenig Beruhigung. Sie hatte gelitten, wie es nur möglich gewesen war, während Mama starb. Man leidet um alles nur einmal. Also darum waren ihr die folgenden Wochen nicht mehr so schrecklich gewesen! Dieser Gedanke hatte etwas Versöhnliches. Trotz ihres schlechten Gewissens! Natürlich, da war Robert gewesen. Er hatte ihr alles abnehmen wollen. Aber wie sollte er Mama finden, da er wusste, dass sie gestorben war? Nur sie wusste es nicht. Auf einmal war ihr, als hätte auch sie es gewusst. Sonst hätte sie nicht ein so ruhiges Leben in dieser Pension führen können! Sogar einen Ausflug hatte sie mit Robert gemacht. Nein, wenn sie es gewusst hätte, würde sie sich schwarz angezogen und keinen Ausflug gemacht haben.

Da stiess sie sich an den Arm. Jetzt erst kam ihr zum Bewusstsein, was sie tat. Sie kniete vor ihrem Koffer und packte ihre Wäsche hinein. Hatte das der Präfekt verlangt? Nein, davon hatte er nichts gesagt. Wo sollte sie denn hin? Sie stand auf und legte sich die Hand auf die Stirn. Wo sollte sie denn hin? Nach Hause.

Glücklicherweise klopfte es in diesem Augenblick an die Tür. Noch ehe sie «herein» gesagt hatte, stand Monsieur Gustave vor ihr.

«Die Korruption ist in diesem Land fürchterlicher als ich vermutet hatte», sagte er. «Die Stimme der Wahrheit wird unterdrückt. Die Polizei ist während meiner Abwesenheit gekommen und hat meine Schrift geraubt. Ich kann es nicht anders bezeichnen. Ich hatte bisher geglaubt, in meinem Vaterland herrsche das Recht. Aber Fräulein Igna, das schwöre ich Ihnen: Deshalb wird mein Mund nicht verstummen! Mit meinen Freunden werde ich eine Phalanx bilden —.»

Igna unterbrach ihn. Eigentlich wollte sie ihm sagen, dass Mama schon seit langem gestorben sei... aber es war so schrecklich, über Mamas Unglück zu reden. «Monsieur Gustave, ich habe sehr schlecht an Ihnen gehandelt: Mama ist nicht mit mir herübergekommen.»

Monsieur Gustave machte zwei theatralische Schritte nach rückwärts. «Verzeihen Sie», sagte er verlegen, «es liegt uns, dem Unerwarteten durch Theatralik zu begegnen. Verzeihen Sie bitte. Ihre Mutter...?»

Igna nickte.

«Sie werden wohl ihre Gründe haben», sagte er ernst.

Sie wagte es nicht, ihn anzusehen. «Also haben Sie Ihre Gründe», fuhr er fort. «Ich werde meine

Freunde nicht alarmieren.» Er schwieg. Vielleicht wartete er auf eine Erklärung. Sie sah ihn unsicher an. Monsieur Gustave setzte sich, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und begann vor sich hinzusprechen. Erst ein paar Augenblicke später merkte Igna, dass sie angedet war.

«Das ist nun eben einmal mein Vorsatz gewesen, Fräulein Igna; ein Experiment, das man nicht mitdrin aufgeben kann... nein, Experiment nicht... vielmehr ein Exercitium des Herzens... ah, ich komme nicht auf den richtigen Ausdruck. Im allgemeinen geht man nur so lange mit einem Menschen, als man ihn billigt oder versteht. Das ist kein Kunststück und verrät eine egoistische Auffassung. Ich möchte mit den Menschen erst recht und erst dann gehen, wenn ich sie nicht mehr billige oder verstehe. Ich glaube sogar, die Menschen erwarten das, und sind besonders dankbar dafür, weil dazu kaum einer imstande ist. Ich möchte dazu imstande sein. Ich glaube, ich bin es.» Er stand auf und ging nach der Tür. «Da ist vielleicht noch ein Missverständnis zu klären: Es kann nicht die Rede davon sein, dass ich Sie auch nur einen Augenblick lang nicht gebilligt hätte. Aber auch verstehen werde ich Sie wohl bald.»

Er zauderte noch ein wenig. Sie fand kein einziges Wort, das sie ihm sagen konnte. Dann ging er. Ihr wurde bewusst, dass Monsieur Gustave keine Erklärung verlangt hatte. Nicht einmal verstimmt war er. Und gerade er hatte so schöne Worte über Mama geschrieben! Sie wollte ihn zurückrufen, sich rechtfertigen, sich aussprechen... da überkam sie auf einmal ein Gefühl, eine Erkenntnis, wie herrlich es ist, wenn man sich nicht rechtfertigen, nicht aussprechen muss, und sie lächelte. Dann viel ihr Blick auf den ohne Sinn und Verstand eingeräumten Koffer, und sie lächelte noch einmal.

Am Nachmittag konnte es Adèle nicht verhindern, dass Doktor Deval sich den Eintritt in Ignas Zimmer erzwang. Er hörte auf ihre Einwände nicht, er klopfte nicht... er stand auf einmal vor ihr. Igna kannte die Einteilung seiner Zeit — im ersten Augenblick musste sie denken, dass er sofort nach dem Krankenhausdienst hiehergeeilt sein musste, allerdings nicht früher, aber vielleicht ohne zu Mittag gegessen zu haben. Sie war nicht erstaunt über seinen Besuch, aber sie hatte ein Gefühl, als müsse sie überlegen, wer der Herr vor ihr war...

(Fortsetzung folgt)

Gärendes Nordafrika

Zu unseren Bildern

In Nordafrika wird sich ein Teil des Schicksals von Europa entscheiden; genauer gesagt: der Zukunft Frankreichs. Da nun aber die europäischen Staaten auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden sind, geht das afrikanische Geschehen uns alle an.

Nordafrika war von jeher ein Unruheherd. Im frühen Mittelalter Sprungbrett der Araber, die ganz Spanien eroberten; im späteren Schlupfwinkel der sarazenischen Piraten, welche die Handelsschiffahrt der christlichen Mittelmeerländer so schwer schädigten. Im Zeitalter des Kolonialismus begann in den unterjochten Völkern und Stämmen das Bewusstsein ihrer rassischen und religiösen Eigenständigkeit zu keimen, so dass immer wieder Aufstände aufflackerten. Noch heute sind die Namen eines Abd el Kader und Abd el Krim aktuell und unvergessen.

Nurzeit bietet die afrikanische Frage fast unlösbare Schwierigkeiten. Zwar hat die Menschheit inzwischen ungeheure — ungeheuer im eigentlichen Sinn des Wortes — Erfindungen und Entdeckungen gemacht. Aber dies ist in einem Tempo geschehen, mit dem menschlicher Geist und menschliches Fühlen nicht Schritt halten können. So begegnen wir auf europäischer Seite zähem Festhalten am Althergebrachten, weisser Ueberheblichkeit und egoistischem Formalismus; auf der afrikanischen überspringt der Mensch mit einem Satz jahrhundertelanges, natürliches Reifen. Nun sieht er sich plötzlich in eine ganz neue fremdartige Umwelt versetzt, für die er die nötigen Voraussetzungen nicht mitbringt. Um den Zwiespalt zwischen Wollen und Nichtkönnen zu überbrücken, greift der Eingeborene oft zu ungeeigneten Mitteln. Da ihm das Selbstbestimmungsrecht nicht freiwillig zugestanden wird, will er es mit Gewalt erzwingen, wobei er «uneigennützig» von Kairo und Moskau unterstützt wird.

Sicher sind auf beiden Seiten Fehler begangen worden. Indessen sinkt auf der Waage der Gerechtigkeit die Schale der Schuld auf der Seite der Kolonisatoren doch tiefer. Sie haben eine jahrhundertelange Geistesschulung hinter sich und kennen die Bedeutung der Psychologie und Sozialökonomie. All dies hätte ihnen sagen sollen, dass ihr eigenes Wohlergehen nicht nur von Produktions-, Export- und Importziffern abhängt, sondern auch in hohem Masse von einer freundschaftlichen geistigen und gefühlsmässigen Einstellung des eingeborenen Partners. Sollte jemand einwenden, dies sei infolge der krasen Ungleichheit der Beteiligten unmöglich, so genügt der Name Lyautey, um das Gegenteil zu beweisen. Aber eben: Lyautey war nicht nur ein begabter General und hervorragender Administrator, er war vor allem ein grosszügiger Mensch. Auch bei de Gaulle sind gute Ansätze festzustellen; leider werden sie von kurzsichtigen Franzosen sabotiert.

Die trefflichen Fotos unseres Mitarbeiters H. P. Roth haben die spannungsgeladene Atmosphäre eingefangen. Wir hoffen, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir die trockenen Meldungen der Tagespresse durch die Bilderserie dieses Heftes lebendig untermalen.